

# Die Zeitungszeit

Nr. 49

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1905

## Potts und ihre Hühner.

Eine komische Geschichte von Gustav Falke.

„Wir werden Hühner halten,“ sagte Frau Pott allen, die es hören wollten oder mußten, als Potts den Entschluß faßte, aufs Land zu ziehen.

„Wollen Sie auch Schweine fett machen?“

„Nein, Schweine wollen wir nicht fett machen, wenigstens vorläufig nicht. Aber Gänse vielleicht.“

Frau Pott sagte das herausfordernd, als wartete sie auf ein warnendes Wort dagegen, um es mit aller Wärme, deren ihr für die Landwirtschaft jung erglühtes Herz fähig war, zu widerlegen. Aber die Nachbarin schwieg.

Seitdem Pott sich entschlossen hatte — August Wilhelm Pott aus der Winterburgerstraße — aufs Land zu ziehen, träumte Frau Ubele nur noch von Hühnern. Kein Frühstücksei wurde verzehrt, ohne daß sie ihrem Eheherrn ihre Zukunftspläne weitläufig entwickelte. Pott war ein guter Ehemann, und seine Frau erkannte das an; nicht mit vielen Worten und ausdrücklichen Danksgaben; es lag in dem Ton, wie sie manchmal „Pott“ sagte. So ein zärtliches, hingebendes „Pott“. Gutmütig war er gleich auf ihre „Hühneridee“, wie er es nannte, eingegangen. Er hatte ihr aus eigenem Antrieb ein Buch über Geflügelzucht geschenkt. „Kurzgefaßte Anleitung zur praktischen Hühnerzucht im Groß- und Kleinbetrieb für Anfänger.“ Was sie anderen nicht in vollem Umfang eingestanden hätten, verhehlten sie sich doch gegenseitig nicht, nämlich daß ihr ganzes Wissen auf diesem Gebiete sich darauf beschränkte, daß die Hühner Eier legen und daß die Eier in der teureren Zeit bis auf zwölf Pfennige das Stück im Preise steigen konnten. Das war ein geringes Wissen, und sie trachteten es zu vervollkommen.

Der wirtschaftlichen Bedeutung der Hühnerzucht wurden sie aus der Vorrede zur „Kurzgefaßten Anleitung“ mit Staunen inne, aber auch mit Stolz. Sie sahen sich schon in einem nationalökonomisch so wichtigen Betriebe mit Erfolg tätig. War es die Hühnerzucht, so waren auch die Hühnerzüchter von wirtschaftlicher Bedeutung. August Wilhelm Pott und Ubele Pott von wirtschaftlicher Bedeutung!

Aber der Gute hat viel zu leiden auf dieser Welt, der Tätige trifft auf Hindernisse, und der Begeisterte gerät öfter als ihm lieb ist unter eine kühlende Traufe.

„Sie wollen Hühner halten?“ fragte die Frau des Zollkontrolleurs mit einem unangenehmen Lächeln. „Na, viel Glück! Weiter sag' ich nichts.“

„Glauben Sie man nicht, Frau Pott, daß das man so ist,“ sagte der Krämer. „Man so einfach die Eier aus dem Nest holen. Haben wir alles durchgemacht. So billig, wie Sie die Eier bei mir kaufen, kann kein Huhn legen.“

„Aber alle Leute haben doch Hühner,“ entgegnete Frau Pott etwas verschüchtert. „Die kleinen Leute, wie machen denn die es?“

Der Krämer zuckte die Achseln wie über etwas, das seine Fähigkeiten nicht ausreichten zu begreifen.

„Wissen Sie, so kleine Leute, das ist ja ganz was anderes. Die rechnen auch nicht. Wenn die man rechnen täten!“

Frau Pott war in solchen Stunden ganz geknickt. Langsam richtete sie sich erst wieder an der „Kurzgefaßten Anleitung“ auf.

„Hier steht es, Pott! Was weiß der Krämer davon. Alle kleinen Leute haben Hühner. Wie sollten die es wohl machen? Bei rationeller Zucht kommt das Ei höchstens auf fünf Pfennig. Und dann das Fleisch! Das hat man doch auch noch!“

„Was die Leute sagen, ist ja ganz gleichgültig,“ entschied Pott. „Du fragst viel zu viel.“

„Ja, man ist auch eigentlich zu dumm. Die Leute sind immer so klug,“ stimmte Frau Ubele bei.

„Man muß natürlich was hineinstecken,“ sagte Pott mit der Wichtigkeit des künftigen Grundbesitzers. „Wo man nichts hineinsteckt, kann man auch nichts rausholen.“

Frau Pott war auch der Meinung, wenn auch etwas zurückhaltend. Es verursachte ihr doch einen Druck aufs Herz, daß Pott vom Hineinstecken sprach. Freilich, man mußte was hineinstecken, aber wieviel?

Pott ließ ihre sorgenden und rechnenden Gedanken nicht ausreifen. „Rasse muß es sein, nur Rasse! Das ist die Hauptsache!“ eiferte er. „Keine, echte Rasse! Dann erzielt man Resultate!“

Und dann sprachen sie von Rassen wie gewiegte Züchter, wenngleich sie Faverolles, Dorkings und Langshans nur aus den Abbildungen der „Kurzgefaßten“ kannten. Und welches Vergnügen lag schon in dem Aussprechen dieser fremden Namen. „Faverolles!“ „Dorkings!“ Pott führte mit Vorliebe die Dorkings im Munde und kante dabei jede Silbe wie ein alter englischer Matrose seinen Tabak. Frau Pott sprach gerne von „Faverolles“ und „Crede-coeurs“. Sie hatte als junges Mädchen einem französischen Leseklub angehört und hielt ihre Aussprache noch immer für eine sehr glückliche.

So edle Rassen hatten nun nicht nur ihre schönen Namen, sondern auch ihren schönen Preis. „Die Rentabilität der Hühnerzucht“ war ein sehr wichtiges Kapitel in der „praktischen Anleitung“. Und da kamen denn doch beide — zur Rettung ihrer nationalökonomischen Reputation sei es gesagt — zur Einsicht, daß es weniger auf schöne Namen als auf viele Eier ankäme.

„Landhuhn, August, ganz gewöhnliches Landhuhn! Sollst mal sehen, die legen am besten.“

„Landhuhn ist keine Rasse, Dele.“

„Doch, Landhuhn ist auch 'ne Rasse.“

„Minorca, Dele, Minorca sind keine Hühner. Zweihundert Eier im Jahr.“

„Aber brüten schlecht.“

„Laß sie! Wenn sie man legen!“

Und dann nahmen sie wieder die „Kurzgefaßte“ her, und an den schönen bunten Bildern erstarbte Frau Pott wieder zur Befehlerin der reinen Rasse. Und zuletzt träumten beide von einem stattlichen Hühnerhof mit Pfauen und Puttern und Perlhühnern. Und Pott, der sich manchmal so wegräumen konnte, sah sich schon auf seinem Hühnerhof, einen Kreis von Freunden um sich. Sie alle bewunderten den Pfau, der mit gelassener Majestät ein stolzes Rad schlug. Und ein befriedigtes, geschmeicheltes Schnurren lag auf Potts Angesicht, der mitten im Zimmer stand und mit vertärten Blicken wie in eine weite, schöne Ferne sah.

Es war eine kleine freundliche Villa mit genügendem Gartenland, die Pott in dem ländlichen Vorort als Eigentum erworben hatte. Die etwas entlegene, erst neu entstehende Straße zog sich an Wiesenmoor und Wasser hin. Sie hatte den poetischen Namen „Lammwiese“. Es mochten hier früher die Lämmer des Dorfes geweidet haben, und der Name war eine schöne Gerechtigkeit gegen die verdrängten Urbesitzer dieser Weidegründe.

Es war im November, als Potts hinausging; erst November, wie Frau Pott bedauernd sagte. Vor Februar legte entschieden kein normales Huhn. Früher Hühner anzuschaffen, wäre nur ein unnützes Füttern gewesen. Nur ganz lebenswürdige Tiere, einschmeichlerische Naturen, legten wohl schon im Januar dann und wann ein Ei. Aber Lebenswürdigkeit ist eine Tugend, die unter den Hühnern noch seltener ist als unter den Menschen. Also war es ratsam, mit dem Ankauf bis Februar zu warten. Es gab ja auch noch genug anderes zu tun. Im Garten waren noch

Wege und Beete anzulegen. Obstbäume konnten gerade noch gepflanzt werden, und die wichtige Frage, wo denn nun der Hühnerstall stehen sollte, erheischte Antwort. Und etwas einleben mußte man sich doch auch, bevor man an eine Tätigkeit von so großer wirtschaftlicher Bedeutung, wie es die Hühnerzucht ist, seine besten Kräfte setzte.

Nun mag man an dem Ausdruck „Hühnerzucht“ als einem gar zu gewagten Euphemismus Anstoß nehmen. Aber wenn es auch wahr bleibt, daß es sich für Pott in erster Linie um frische und billige Eier zum Frühstück handelte, so gingen doch in guten Stunden, wie wir gesehen haben, ihre Wünsche und Träume weit darüber hinaus, bewegten sich wohl gar auf phantastischen Bahnen, und es ist Tatsache, daß sogar einmal durch Potts träumerische Seele das bunte Spiel glühender Kolibri's schwirrte. Eine Verirrung der Phantasie, ganz gewiß. Aber es zeigt doch, daß Potts entwickelungsfähig waren, Naturen, in denen ungeahnte Möglichkeiten schlummerten.

Aber das Schicksal führt den Menschen oft seltsam. Es ist jedem das Maß seiner Freuden und Leiden vorher bestimmt. Er weint keine Träne mehr, als wie ihm vorbehalten, und trinkt keinen Becher der Luft über sein Deputat. Und denkt er im Februar Hühner zu kaufen, so fährt im November ein Kerl mit Gänsen vor seine Tür, und ehe er sich's versteht, hat er etliche von diesen Tieren im Stall. So ging es Potts.

„Billig, Madam! schöne Gänse. Ich liefere für das ganze Dorf,“ rief der Händler seine schnatternde Ware an.

„August, was meinst Du?“ fragte Frau Pott. Und in Augusts Seele erwachte das selbe Gefühl, das sich Frau Adelsens bemächtigt hatte. Es war der erste Vogel, der ihnen zum Kauf angeboten wurde. Eine Gans, kein Huhn. Aber es hätte ein Strauß, ein Pinguin sein können, Potts wären diesen Seelenkämpfen erlegen.

So kamen Potts zu Gänsen, kleinen ruppigen Pommern; drei etwas „verhuddelte“ weiße und eine schon von Natur etwas schwärzliche, die aber ein „Ganter“ war, wie sich nachher herausstellte.

Im Keller war schnell ein Stall hergerichtet, und der Brotmann, der gerade die Semmeln zum zweiten Frühstück brachte, wurde genötigt, diese erste Erwerbung zu begutachten.

„Ja, dat sünd Pommern,“ sagte er. „De sünd ümmer so lütt. Söß, süben Bund; grötter ward de nich.“

„Sechs Pfund, August,“ sagte Frau Adele vorwurfsvoll zu Pott, der doch an dieser Tatsache ganz unschuldig war. Aber Pott war Optimist. „Nach sie man erst fett,“ meinte er. „Schmecken werden sie schon.“

Wer nun Frau Pott für eine Frau hielt, die der neuen Situation nicht gewachsen wäre, würde in der Folge gründlich beschämt. Alle mütterlichen Instinkte — Potts Ehe war kinderlos — konzentrierten sich auf diese vier hilflosen Lebewesen, diese armen, halb verhungerten Pommern. Und hier tritt nun noch ein anderes Wesen in den Rahmen dieser Geschichte, das nicht mit ein paar Worten zu umgehen ist, sondern ihren Platz in diesen Begebenheiten behauptet: Minna, die Madam.

Wenn je die Vorsehung zwei Wesen zusammengeführt hat, die ganz für einander paßten, so waren es Herr und Frau Pott. Aber wenn je der Vorsehung ein großer Wurf zweimal gelungen ist, so war es bei Frau Pott und Minna. Zwei gleich hühnerfreundliche Herzen haben wohl nie in getrennten Busen geschlagen. Und Minnas selbstlose Regungen galt den Hühnern der Herrschaft.

In jedes Weibes Busen schläft eine Fülle der Liebe, bereit, sich hier in einem brausenden Strom der Leidenschaft auf einmal zu ergießen oder dort in hundert kleinen Bächen Segen nach verschiedenen Richtungen hin zu verbreiten. Glückliche Gänse, denen zwiefache Fülle der Liebe zuteil wurde! Aber fett wurden sie nicht dabei, wenigstens nur langsam und mit einem Rechnungsabluß am Ende

ihrer irdischen Laufbahn mit nur sieben Pfund als Meistgewicht. Und das war der Ganter.

Der Bericht über diese vier Pommern, die Pflege, die ihnen zuteil wurde, die Hoffnungen, die sie erweckten, und ihr plötzliches Ende, könnten sich zu einem großen und inhaltreichen Kapitel auswachsen. Aber es wäre unkünstlerisch, in einer Hühnergeschichte so viel von Gänsen zu sprechen; sie dürfen nur Epizode bleiben. Nur eins muß noch erwähnt werden, denn hier knüpft eigentlich schon die Tragik an, die sich nachher wie ein roter Faden durch die Geschichte der Potts zieht, bis es dem Eingreifen einer höheren Macht gefiel, das Dunkel zu zerreißen und wieder freundliche Sterne aufsteigen zu lassen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß sich die Atmosphäre einer so intensiven Kellierzucht, wie Frau Adele und Minna sie betrieben, von Zeit zu Zeit etwas aufdringlich durch die Pottsche Villa verbreitete. Potts Nase aber, die schon etliche Wochen in den Vorfreuden auf einen köstlichen Braten geschwelgt hatte, empfand das als störenden Eingriff in ihr ideales Gemütsleben. Potts Nase rebellierte; sie wollte sich das nicht gefallen lassen. Und was Potts Nase nicht wollte, das wollte Pott auch nicht. Dazu verband sie schon zu lange ein inniges Gefühl der Zusammengehörigkeit.

„Dele!“ sagte Pott, „Deine Gänse! Na! Minna muß den Stall wohl mal reinmachen.“

„Hat Minna gestern erst getan.“

„Dann muß sie es heute noch mal tun.“

„Minna hat was anderes zu tun, als immer den Stall reinzumachen. Ich rieche überhaupt gar nichts!“

„Du riechst nichts? Das ganze Haus riecht nach Gänsen!“

„Du übertreibst immer.“

„Ich übertreibe?“

„Na, Pott, das weißt Du doch selbst!“

Man sieht an dieser kleinen Probe eines ehelichen Zwiegesprächs, daß es Zeit wurde, daß die Pommern Abschied nahmen von einer Erde, auf die sie nur gekommen zu sein schienen, um den Frieden der besten Ehe langsam zu untergraben. Und jetzt wächst sich diese anscheinend so harmlose Geschichte immer mehr zu einer psychologischen Studie, zu einem interessanten Seelengemälde aus.

Wir sprachen oben von der Fülle der Liebe, die in jedes Weibes Busen schläft. Aber welche Abgründe birgt auch ein solcher Busen! Neben der Fülle der Liebe schlummert die entsetzliche Möglichkeit kaltblütigen Mordes. Nicht in jedem Busen. Frau Potts Busen war frei von diesem Zwiespalt. Aber Minnas Busen war es nicht. War es Anlage? Erziehung? Wer will das entscheiden. Genug, Minna konnte, was Frau Pott nicht konnte, wovor selbst Pott zurückschauberte — den vierfachen Mord auf ihr Gewissen nehmen.

So Greuelvolles war geschehen. Doch die alles verwischende Zeit löschte dieses blutige Ereignis bald aus dem Gedächtnis der Zeitgenossen, und als Potts Nase endlich ihr Recht bekam und der erste Gänsebraten auf dem Tisch stand, beglückwünschten sich Potts zu den Resultaten einer so liebevoll betriebenen Mast, denn die kleine Pommernarin hatte wirklich recht nett Fett angelegt und war wider Erwarten zart und schmackhaft. —

Einen wie großen Raum auch die Pommern im Leben der Pottschen Eheleute eingenommen, so hatte sie doch die Hühner daraus nicht verdrängen können. Im Gegenteil, an den Gänsen erstarbten die Absichten auf rassistische Eierleger bis zur Ungeduld. Ja, man kann sagen, es war ein fiebriger Zustand im Hause Pott. Etwas Ungefundenes. Eine elektrische Spannung, die ihre Lösung finden mußte und die sich dann und wann in kleinen Schlägen entlud.

Die Gänse lebten damals noch, und Potts Nase war noch unversöhnt.

Und nun tritt wieder ein Wesen in den Rahmen dieser Geschichte, das wie Minna nicht mit

ein paar Worten zu umgehen ist, sondern seinen Platz in diesen Begebenheiten gleichfalls energisch behauptet: Schönmaus.

Wer war Schönmaus? Jeder im Ort wußte, wer Schönmaus war. Sie kannten ihn alle, groß und klein. Und wenn man fragte, hieß es mit einem verständnisvollen Lächeln: „Ach, Schönmaus!“ „Ja, Schönmaus!“ Aber man brauchte nicht zu fragen. Man entging Schönmaus nicht. Haben Sie schon einen Gärtner? Haben Sie schon einen Mann, der Ihnen Wasser pumpt? Hat Sie schon rigolt? Schönmaus macht alles!

Einen so talentvollen Mann mit offenen Armen zu empfangen, lag ganz in der Natur Potts. Und Schönmaus schien in der Tat die Persönlichkeit zu sein, die dem Hause Pott vielfach Segen bringen konnte.

Der kleine lebhafte, „zappelnde“ Mann mit dem bartlosen, runzeligen Kindergezicht, mit den großen Händen und dem auf dem linken Fuß lahmen Gang war von Haus aus Gärtner. Er war nicht ohne Geschick in seinem Fach. Das Glück war nur, daß er viele Nebenfächer hatte und sich mit Vorliebe in denen betätigte, wo er eigentlich nur Dilettant war. Nach seiner Meinung aber war er Meister auf allen Gebieten. Er konnte alles und wußte alles. Sein drittes Wort war: „Hew id of all dacht.“

„Schönmaus, was meinen Sie, hier wollen wir 'n Spargelbeet anlegen.“

„Hew id of all dacht.“

„Aber ist das nicht eigentlich 'n bißchen zu nah hier?“

„Hew id of all dacht, Herr.“

Es gab nichts, was Schönmaus nicht schon schon gedacht hatte. Und darum eben war so leicht mit ihm auszukommen; er war immer ein Kopf und eine Seele mit einem.

Ob er damit besondere Zwecke verfolgte? Der menschlichen Natur ist alles zuzutrauen. Aber Potts kannten die menschliche Natur zu wenig, um nicht von Schönmaus entzückt zu werden. Schönmaus hatte so was Hülfbereites, Entgegenkommendes.

„Er will natürlich verdienen,“ sagte Pott in lichten Momenten. „Er ist im Grunde ein schlechter Egoist.“ Aber Pott hatte auch Momente, wo er sich sagte, das und das und das könntest du eigentlich selbst machen. Aber Schönmaus, der arme Kerl, ist ja aufs Verdienen angewiesen. Und so dreht sich aus Potts Bequemlichkeit und Schönmaus' Bedürftigkeit der Strick, der beide immer fester verband.

Schönmaus ging auf Frau Potts „Hühnerideen“ mit einem Eifer ein, daß es unbegreiflich war, daß Pott nicht einen seiner lichten Momente hatte. Selbst als Schönmaus sich erbot, an den Hühnerstall zu bauen, war es sowohl Potts als August Wilhelm als für Frau Adele nur ein Grund mehr, sich zu einem so tüchtigen Mitarbeiter zu beglückwünschen. Frau Pott ging selbst mit Schönmaus zu einem Abbruchgeschäft und kaufte die nötigen Bretter und Lüren und Fenster. Pott alt, fand noch ein paar Fenster, die sich noch als Mistbeefenster verwenden ließen, ein paar Latten und Stangen, von denen sie zwar nicht gleich wußte, wozu sie sie brauchen könnte, aber hätte beinahe eine alte Wetterfahne eingehandelt, die ihr ein recht hübscher Dachschmuck für den Hühnerstall zu sein schien.

„Was meinen Sie, Schönmaus? Wäre das nicht ganz hübsch?“

Aber diesmal sagte Schönmaus nicht: „Hew id of all dacht,“ sondern zog nur die linke Schulter in die Höhe und sah das alte rostige Eisen mit einem komischen Ausdruck der Verachtung an. Er ward Frau Pott irre an ihrem Geschmack und ließ das Ding da. Triumphierend kam sie heim.

„Nate mal, Pott, was ich ausgegeben hab! Zwölf Mark! Alles gutes Holz. Fast geschenkt!“ Billige Einkäufe konnten Frau Pott für Tage glücklich machen und ihr eine stille Heiterkeit des Gemüts verleihen.

(Fortsetzung folgt.)

## Unehrllich Volk.

Von Alwin Adé.

Der mittelalterliche Klassen- und Klassengeist trieb gar eigentümliche Blüten. Nicht nur, daß sich die Stände und Gewerbe auf das peinlichste von einander schieben und abschlossen, weil sich jeder Stand und jedes Gewerbe etwas Besseres dünkte als die übrigen, sondern es führte dieses System im Laufe der Jahrhunderte auch noch dahin, daß auf einzelne Stände und Gewerbe ohne jeden triftigen Grund der Makel der Unehrllichkeit und damit die gesellschaftliche und gewerbliche Mißachtung gewälzt wurde. Große Kreise der Bevölkerung gerieten dadurch in die Variastellung einer größeren oder minderen Rechtlosigkeit. Schuld an dieser ausschweifenden Entwicklung des mittelalterlichen Klassengeistes trugen vor allen Dingen die Zünfte. Und zwar nur aus materiellen Interessen. Denn je kleiner natürlich der Kreis derjenigen Personen war, denen das Handwerk offen stand, um so geringer wurde die Konkurrenzgefahr für die Zunft selbst. Daher war die Unehrllichkeit oft genug nur eine Machfrage. Wo die Zünfte die Macht hatten, den Abkömmlingen anderer Gewerbe ihr eigenes Gewerbe zu schließen, taten sie es nur zu gern. In vielen Gegenden galten die Leineweber als unehrllich; es waren das solche Gebiete, wo sie durch Anzahl und Menge kein großes Gewicht in die Waagschale der Zunftherrlichkeit zu werfen in der Lage waren. In Orten, wo die Leineweber zahlreich und gewichtig aufmarschieren konnten, waren sie dagegen durchaus ehrlich und ihre Degen vertrieben den anderen Zünften gar bald die etwa gehegten Unehrllichkeitsmucken.

So suchten schöne Geld- und Gewinninteressen der Zünfte einen Makel aufrecht zu erhalten und noch zu vermehren, unter dem an und für sich schon genug Menschen leiden mußten. Denn von altersher waren große Bevölkerungsgruppen in Deutschland unehrllich. Dazu gehörten die Leibeigenen, alle unehelich Geborenen, die Juden und die unterworfenen Wenden. Alle diese Klassen hatten keine Rechte und Ehre. Vor allen Dingen keine Waffenehre und nur eine solche kannte das alte Germanentum. Später, als der Begriff der Waffenehre durch das Lehnswesen verblähte, die sieben Heerschilde ihre Bedeutung verloren hatten, blieb nur noch das Korrelat der Waffenehre, der eigene Rauch als der Ehre und Rechte gebende Teil übrig. Wer keinen eigenen Rauch hatte, kein Eigen besaß, hatte auf dem Lande absolut keine Rechte und in diesem Sinne auch keine Ehre. In den Städten änderte sich dieses anfänglich gleiche Verhältnis im Laufe der Zeit, da sich die keinen Grund und Boden besitzenden Bürger ihre Rechte im heißen Kampfe eroberten. So legte Besitzlosigkeit den ersten Stein zum Makel der Unehrllichkeit. Kam zu dieser Unehrllichkeit aus Mangel an Eigen noch die Tatsache, daß ein Gewerbe längere Zeit vorwiegend oder zum Teil von Hörigen betrieben wurde, so war für die beginnende städtische und zünftige Klassengeistentwicklung ein Grund mehr gegeben, ein solches Gewerbe als unehrllich und minderwertig zu erklären. Ursprünglich, zur Zeit des alten Germanen- und Frankentums waren ja alle Gewerbe in der Hauptsache durch Unfreie oder Hörige betrieben worden. Jedoch kaum ein Jahrhundert städtischer Entwicklung hatte genügt, jede Erinnerung an diese unangenehme Vergangenheit bei den Handwerksgenossen auszulöschen. Nur für einige Gewerbe wurde gewaltsam die Erinnerung an jene Hörigkeitsepochen aufrecht erhalten. Dies war besonders der Fall bei den Hirten und Schäfern. Nur dadurch ließ sich die mittelalterliche Unehrllichkeit derselben herleiten. Die Beschäftigung selbst brachte sie durchaus nicht mit sich. Viele Söhne freier Deutschen hüteten das väterliche Vieh, ohne den geringsten Makel auf sich zu laden. Vieh hüten war eine landwirtschaftliche Arbeit wie jede andere, eines freien Mannes durchaus würdig.

Die Unehrllichkeit der Schäfer und Hirten war auch durchaus keine allgemeine. In vielen Gemeinden nahmen die Schäfer und Hirten sogar eine größere Vertrauensstellung ein. 1120 befiel sich Herzog Berthold von Zähringen bei der Gründung der Stadt Freiburg ausdrücklich das Bestätigungsrecht des Gemeinbehirten vor, so wichtig dünkte ihm dessen Amt.

Aus dem gleichen Grunde galten auch die Müller für unehrllich. In älterer Zeit war das Privilegium einer Mühle ein so wichtiges, daß gemeinhin nur Klöster oder die Grundherren im Besitze eines solchen waren. Diese ließen aber ihre Mühlen durch Hörige betreiben. Zu diesem alten Makel kam aber, als sie längst frei geworden, noch ein anderer. Man klagte im Mittelalter ganz allgemein über die „unehelichen“ Müller. Sie „molterten“, d. h. sie nahmen mehr von dem zu mahlen den Getreide für sich, als ihnen eigentlich zukam. Daher standen sie schon zu Karls des Großen Zeiten in einem so schlechten Rufe, daß ihren Söhnen auch alle geistlichen Ämter und Würden verschlossen waren. In einer großen Zahl von deutschen Städten standen die Müller daher unter besonderer Aufsicht. Auch anderswo ging es ihnen nicht besser. In Bologna wurde ihnen 1389 verboten, eine Zunft zu bilden, und niemand durfte dort Getreide außerhalb des Stadtgebietes mahlen lassen, um Betrügereien zu vermeiden.

Doch war auch die Unehrllichkeit der Müller durchaus nicht allgemein. Vielerorts galten sie als durchaus ehrlich und ihre Zunft zählte mit zu den reichsten und angesehensten. In Hamburg und Zürich war dies z. B. der Fall.

Wie die Müller auf Grund ihres Molterns, so galten mitunter auch die Leineweber auf Grund eines nicht einwandfreien Handwerksbetriebes für unehrllich. Die öffentliche Meinung und vor allen Dingen die Frauen waren im Mittelalter gar nicht gut auf sie zu sprechen. Man bezweifelte, ob mit Recht ist noch sehr fraglich, stark ihre Ehrlichkeit und behauptete, es ergäbe sich jedesmal eine Differenz zwischen der gesponnenen Leinwand und dem gelieferten Garn zugunsten des Webers. Darum hieß es denn im Volksliede mit grimmem Hohn und Spott auf die Ehrlichkeit der Leineweber:

„Der Leineweber schlachtet alle Jahr' zwei Schwein,  
Das eine ist gestohlen, das andere ist nicht fein.“

Und in älteren Zeiten mußten, z. B. in Bayern, die Weber auch schimpflicher Weise den Galgen bauen, die Müller aber die Galgenleitern dazu liefern, „von wegen der langen Finger, die beide Handwerk' hätten“, daher denn viele Innungen „all solche Leut', die von Schäfers, Lautenschlägers, Leinwebers oder anderer leichtfertiger Art waren“, nicht in derselben duldeten. Doch nicht überall. In Hamburg z. B. bildeten die Leineweber schon vor 1375 eine eigene, geachtete Zunft. Als ehrlich galten sie auch in der Lausitz, in Schlesien, in Zürich und Bologna. In Augsburg finden wir die Leineweber seit 1320 als zweite Zunft, wie denn auch die Fugger einer Leineweberfamilie entstammten.

Verdankten die Leineweber zum größten Teile ihre Unehrllichkeit der ihnen zugeschobenen Unredlichkeit beim Betriebe ihres Handwerks, so läßt sich die Unehrllichkeit der Bader und Barbierer nicht aus dem gleichen Grunde herleiten. Auch die Art ihres Handwerks war nicht deren Ursache. Gewiß war dieses nicht immer appetitlich, aber das war auch dasjenige des Arztes nicht, ohne daß es je jemandem eingefallen wäre, die Ärzte als unehrllich zu erklären. Umso mehr, als die Bader bei dem starken mittelalterlichen Mangel an Ärzten einen großen Teil der damaligen Heilpraxis ausübten. Sie waren besonders Wundärzte und ein Teil der Ärzte begann seine Praxis in den Badstuben. Unsere Vorfahren konsultierten, wenn ihnen damals irgend etwas fehlte, stets zuerst den Bader, der also wohl allgemein großes Vertrauen genoß. Ließen sie sich doch geduldig alle Jahre ein paar mal ihr Blut und ihr Geld abzapsen und oft genug dadurch ums Leben bringen. Andererseits mag

es in den mittelalterlichen Badestuben, wo Männer und Frauen oft ungeniert untereinander badeten, toll genug hergegangen sein. In der Wintertfurter Badeordnung wird dem Bader ausdrücklich vorgeschrieben, Männer und Frauen beim Baden zu trennen, auch anzupassen, daß dieselben nicht nackt durcheinander laufen. Da halbe, ja ganze Tage lang gebadet wurde (die Wintertfurter Badelaxe von 1537 berechnet für ein Mastenbad den ganzen Tag 10 Heller, den halben Tag 5 Heller, kürzere Badefristen kennt sie nicht), wird dies schwer genug gehalten haben. Daher wohl auch das Obium der Leichtfertigkeit, zumal die Bader und ihre Gesellen nicht immer die besten Brüder gewesen sein mochten, sondern sich ohne Bedenken über alle spießbürgerlichen Sitten und zopfige Ansichten hinwegsetzten. So pflegten sie halb oder dreiviertel nackt über die Straße zu laufen. 1419 ermahnte daher die Breslauer Bader- und Barbierzunft Meister und Gesellen, „um der Ehre des Handwerks willen, daß niemand birtschentlich geen sult, ere were denn krank, er welde zum bade geen oder were daraus tomen, oder hette sult eyn lang kleidt an, daß man ihm die beine nicht sehe.“

Noch 1649 mußte die Hamburger Baderzunft befohlen, es solle fortan kein Badergeselle oder Lehrling barfuß oder mit dem Badehute ausgehen bei 4 Schilling Strafe.

Auch mit der Reinlichkeit mochten die Bader auf gespanntem Fuße stehen. Oft wird in den mittelalterlichen Berichten über die Unsauberkeit der Badstuben getlagt. 1433 muß der Rat der Stadt Frankfurt a. M. der Zunft der Scherer es erst noch ganz ausdrücklich verbieten, keine Unsauberen zu fcheren oder zur Uder zu lassen.

Zu all diesem kam noch, daß sie bei dem Mangel an Ärzten, zumal in kleinen Städten, gezwungen waren, sich mit den unglücklichen Opfern der barbarischen mittelalterlichen Justiz, den der peinlichen Frage Entrommenen, den Gefolterten und Gepeinigten zu beschäftigen, um die zerstückten Menschenleiber zu flicken und zu heilen. Wen aber einmal die Hand des Henters berührt hatte, der war und blieb in den Augen des Mittelalters unehrllich, selbst bei bezugter Unschuld. Und daher mußte eine Beschäftigung und Behandlung der in den Händen des Henters Gewesenen die Bader notwendigerweise in den Augen der Masse herabschleppen und unehrllich machen. Die meisten der deutschen Zünfte waren daher auch für die Bader geschlossen. So bezeugt gegen Ende des 15. Jahrhunderts der Rat von Hamburg, wofelbst die Bader selbst durchaus als ehrlich galten, einigen Hamburger Goldschmiedegesellen behufs ihrer Aufnahme in Köln, daß keiner von ihnen weder Bartfcherers, noch Badstovers, noch Linnewebers, noch Spielmannskind sei. Wie bei den Hirten, Müllern, Leinwebern finden wir auch die Bader in einigen Städten ehrlich, z. B. in Zürich und Wintertthur.

Diese verschiedene Wertung der Gewerbe in den einzelnen Landesteilen mußte notwendigerweise zu Mißbilligkeiten führen. Darum versuchte das Deutsche Reich durch Einführung einer Reichspolizeiordnung dem Uebel zu steuern. 1548 auf dem Reichstage zu Augsburg wurden die Hirten, Schäfer, Müller, Leineweber und Bader als durchaus ehrlich erklärt und diese Erklärung 1577 wiederholt.

Jedoch ohne jeden Erfolg. Die Zünfte dachten gar nicht daran, die ihnen so nützlichen Berufserklärungen aufzuheben. Die Schlimmsten waren die Schneider und die Schuster. Sie nahmen keine Söhne von Bädern, Müllern, Hirten, Schäfern, Totengräbern, Bettelbögen, Gassenkehrern, Zöllnern, Stadtknechten, Turmwächtern, Gerichtsfrohnen, Nachtwächtern, Feldhütern und Trompetern auf. Das war eine stattliche Reihe von Beschäftigungen, denen das Handwerk geschlossen war. Rechnet man noch hinzu, daß durch das Eindringen des römischen Rechtes Hunderttausende früher nicht höriger und nicht leibeigener Bauern in die Leibeigenschaft hineingeworfen wurden, und

baher für das Handwerk ebenfalls nicht mehr in Frage kamen, so liegt der Nutzen für diese zünftige Absperrungstheorie klar zutage. Die Gründe, womit die Unehrllichkeit all dieser Beschäftigungen im Mittelalter bewiesen wurden, sind nicht schwer zu finden. Das Mittelalter hatte gar eigentümliche Keinsichtlichkeits- und Moralbegriffe. Daß ein Totengräber, ein Zöllner, ein Bettelvogt, ein Gassenlehrer für den mittelalterlichen Kastengeist durchaus nichts Anziehendes und Keinsliches hatten, und daher deren Abkömmlinge unter die von den Zünften und der honetten Gesellschaft Ausgestoßenen gehörten, nimmt nicht Wunder. Warum aber ein Turmwächter, der doch nur die Turm- und Bürgerglocke läutete, mit nichts Unehrllichem zusammenkam und in geweihter Kirche wohnte, nicht in das Schuster- und Schneiderparadies hineingelassen wurde, läßt sich wirklich nicht leicht erklären. Der Kastengeist der Zünfte gefiel sich in solchen Absperrungsmaßregeln und suchte diese trotz Richterlasse mit allen Mitteln noch zu vermehren. So fing man an, die Rot- und Weißgerber, die Hundshäute, die Tuchmacher, die Kaufwolle verarbeiteten, für unehrlich zu erklären, weil Hundshaut und Kaufwolle einmal mit den Händen des Schinders zu tun gehabt hatten. Und weil beim Schornsteinfegen man nicht immer sauber blieb, liefen auch die Schornsteinfeger Gefahr, unter die Unehrllichen geworfen zu werden. Damals verbot das zünftige Standesbewußtsein aufs strengste bei Gefahr des Unehrllichwerdens jedes Totschlagen eines Hundes oder Rabe, das Berühren eines Kases, wozu auch das Abschneiden eines Gehentken oder das Herausfischen eines Ertrunkenen, das Verscharren eines Viehes gehörte. Ebenso verboten war auch jedes Grabgeleit bei Selbstmördern, sogar den eigenen Verwandten.

Daß auch die Trompeter für unehrlich gehalten wurden, fand seinen Grund in ihrer Zugehörigkeit zu den Spielleuten. Diese, die in alten Zeiten als Säger und Warden einen so großen Ruf genossen, waren im Laufe der Jahrhunderte in der Achtung der öffentlichen Meinung gar arg heruntergekommen. In allen Zeiten war der Spielmann durchaus ehrlich gewesen. „Spiil“ hieß im Altdeutschen Zeitvertreib, Belustigung, Scherz und der Spielmann, der als Träger aller Neuigkeiten und als Bewahrer und Hüter der Vergangenheit von Burg zu Burg zog, war überall geachtet und willkommen gewesen. Er kam auch oft zu hohen Ehren, denn in alten Heldengedichten finden wir den Spielmann als Ratgeber und Vertrauten mächtiger Könige. Sie waren gebildet, gebildeter und erfahrener jedenfalls wie die ihren Worten lauschenden Ritter. Auch daß der Spielmann für sein Spiel Geld und Gut nahm, schadete seiner Achtung damals nicht das geringste. Das war selbstverständlich. Im „Renner“ des Hugo von Trimberg heißt es ausdrücklich mit Bezug auf den Spielmann:

„Wer dies will hören vortragen,  
Soll dem Säger zu trinken geben!“

Es war daher ein ganz unsinniges Argument, wenn man später anfing, die Spielleute zu verachten, „weil sie Gut für Ehre nehmen und sich für Geld zu eigen geben“. Ein solches beweist nur, daß auch im Mittelalter der Spruch galt: „Wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe.“ Denn jeder freie Deutsche, der lehnspflichtig wurde, gab seine Freiheit und Ehre für „Gut“ hin, ohne je im geringsten unehrlich zu werden. Und der fahrende Ritter, der um des Gewinnes halber von Turnier zu Turnier zog und „auch Gut für Ehre“ nahm, galt ebenfalls nicht für unehrlich.

Mit dem Sinken des Rittertums, ihrer Hauptnahrungsquelle, sanken auch die Spielleute, und zwar von Stufe zu Stufe. Immer schwerer wurde es für sie, sich den Unterhalt zu verdienen, zu erpielen. Weit hin mußten sie wandern, um neue Zuhörer und neue Gaben zu finden. Und da sie nirgends festhaft, so paßten sie nicht mehr hinein in das ständisch und städtisch gegliederte mittelalterliche Gemeinwesen. So wurden die

Spielleute unehrlich und Gattungsbegriff für alles, was da fahrend und singend durch die Lande zog, Gaukler, Taschenspieler, Erzähler, Säger, Mimen, Lustigmacher, Affen- und Wärenführer. Und diese Unehrllichkeit der Spielleute war ganz anderer Art als diejenige der Müller und Leineweber. Gewiß war schon diese schwer genug zu ertragen. Aber es war doch nur die gesellschaftliche und gewerliche Mißachtung und Zurücksetzung. Den Söhnen dieser unehrlichen Handwerker waren eine Reihe anderer Handwerke verschlossen, die Töchter durften von anderen Zunftgenossen nicht geheiratet werden. In der Kirche, bei Prozessionen und Aufzügen waren die unehrlichen Handwerker die letzten. Auf Beschluß oder stillschweigendem Uebereinkommen waren Rat und öffentliche Aemter ihnen gesperrt. Bei öffentlichen Beratungen galt ihre Stimmen weniger wie diejenigen anderer Zünfte. Genug, bei jedem Schritt ihres Lebensweges trat ihnen diese peinliche und demütigende Mißachtung entgegen und mochte ihnen ihr Leben oft genug verbittern. Die rechtliche Stellung der unehrlichen Handwerker und Gewerbe war jedoch ganz einwandfrei. Ihr Eid und ihre Aussagen galt so gut wie die irgend eines anderen, und bei keiner Rechtshandlung wurden sie als minderen Wertes angesehen.

Nicht so die Spielleute. Diese waren unehrlich auch im Rechtsinn. Der Spielmann und seines gleichen hatten im Mittelalter weder Rechte noch Ehre. Nach dem Sachsenspiegel verliert ein Spielmann alle Erbsprüche, es sei denn, der Vater sei schon Spielmann gewesen und habe Gut für Ehre genommen. Sie waren vogelfrei, ihr Zeugnis hatte keinen oder nur sehr geringen Wert bei Gericht. Jedermann durfte sie ungestraft verspotten, beleidigen und verhöhnen. Die Buße, die ihnen zukam, war nur eine Schein- und Hohnbuße. Im schwäbischen Landrecht wird der Schatten des Beleidigers eines Spielmannes bestraft. Denn nur nach dem Schatten, den der Körper des Beleidigers an die Wand wirft, wird zur Sühne geschlagen. Noch weiter ging das Haimberger Stadtrecht. Nach diesem durfte der geschlagene Spielmann überhaupt keine Sühne fordern oder er erhielt noch drei Schläge hinzu. Die vollkommene Vogelfreiheit, in der die Spielleute vollends untergehen mußten, vom mittelalterlichen Bürgertume ausgestoßen, des Rechtes beraubt, schufen sich die unehrlichen Spielleute, wie die Scharen der auf der Landstraße Ziehenden und Fahrenden überhaupt, zu welchen seit 1417 noch die Zigeuner kamen, ein eigenes, neues Recht, eigene neue Sitten und Gebräuche, eine eigene Sprache und weit hin reichende Organisationen, um nur einigermaßen in sich selbst Schutz vor dem verfallenden Bürgertume und deren blutgierigen Schergen zu finden.

Die Spielleute hatten ein eigenes Recht, das Pfeiferrecht. Sie ordneten ihre Angelegenheiten auf einem eigenen Tage, dem Pfeifertage zu Rappoltsstein. Die fahrenden Leute im Elsaß hatten eine Organisation, die sie das Königtum der Gesellschaft der fahrenden Leute im Elsaß nannten.

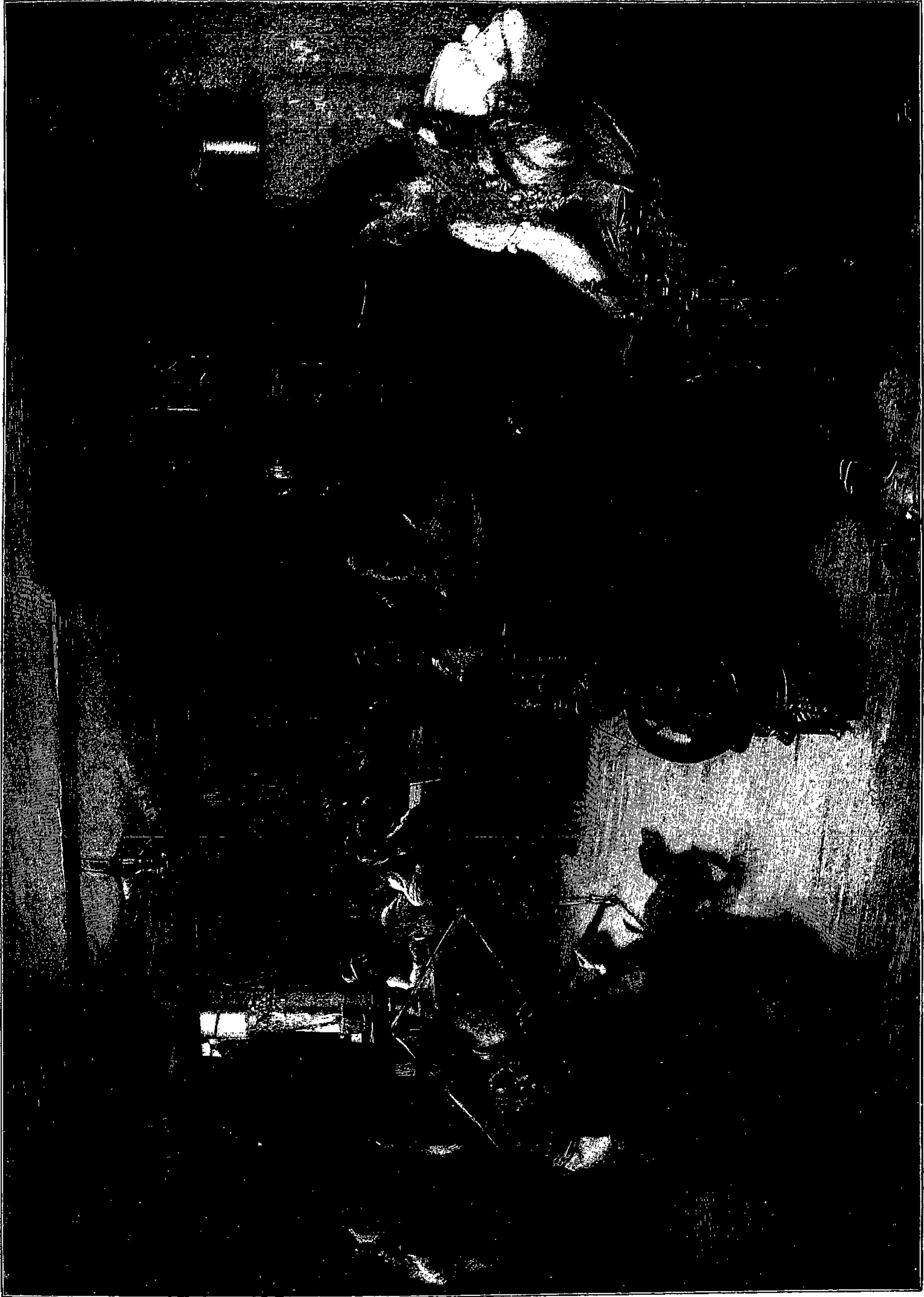
Aus den Spielleuten heraus gelangten nur die Stadt- und Heerpfeifer, Pauker und Trompeter zur Ehrlichkeit, die aber, wie wir gesehen haben, noch lange nicht hinreichte, um Aufnahme in das ehrsame Schuster oder Schneiderhandwerk zu finden. So zeitigte ganz von selbst die sich immer mehr verschärfende Unehrllichkeit großer, weiter Volkskreise durch Zunft- und Kastengeist das unheimliche Anwachsen der Bettler- und Gaunerbanden, über die im Mittelalter so sehr geklagt wird. Jeder arbeitslose Handwerker, der verarmte Bürger, der durch Hagel und Mißwachs oder den Feind vertriebene Bauer, sie alle konnten jeden Augenblick durch wirtschaftliches Unglück auf die Landstraße geworfen werden. Hier fielen sie früher oder später den barbarischen Polizei- und Bettelgesetzen zum Opfer und damit in die Hände des Frohnen und Henkers, der sie vollends unehrlich machte. Und wie schwer hielt es damals, aus

dem wirtschaftlichen und moralischen Verderben wieder herauszukommen! Nirgends fand der Landfremde und Unehrlliche Aufnahme und Duldung, selbst beim mittelalterlichen Heerwesen nicht. Die Landknechtshäufen des 15. und 16. Jahrhunderts, besonders diejenigen des Frundsberg, nahmen nur durchaus ehrliche Leute in ihren Reihen auf. Daneben machte auch der verlangte Besitz eines teuren Harnischs, einer Sturmhaube und guten Schwertes von selbst die Aufnahme eines Verarmten unmöglich. Bis zum Anfange des dreißigjährigen Krieges dauerte diese militärische Exklusivität. Nahm doch das kaiserliche österreichische Regiment Tiefenbach, in welchem beim Beginn des Krieges besonders viele Handwerksburschen dienten, entsprechend deren Kastengeist niemand in dasselbe auf, der Barischerers, Badstörers, Linnewebers oder Spielmanns Kind war. Erst der ungeheure Menschenverbrauch dieses Krieges machte dieser Durchsiebung der Mannschaft von selbst ein Ende. Da war es denn später hin möglich, auch als Unehrllicher aufgenommen zu werden und nach bewiesener Tapferkeit unter der geschwungenen Fahne wieder ehrlich zu werden und unter Umständen auch zu Ehren ungewöhnlicher Art zu kommen.

Viele, die da unehrlich, suchten in einer fremden, großen Stadt ungetannt einen Unterschlupf in einem nichtzünftigen Gewerbe. Aber nur wenigen unter ihnen glückte dieses. Trotzdem bargen die großen Städte immer eine Masse Unehrllicher. Und da diese natürlich in einem ehrlichen Wirtschaftshause nicht gern gesehen wurden, so war z. B. in Hamburg dem Scharfrichter vom Räte eine Schankgerechtigkeit in der Frohnderei übertragen worden, nur damit die große Zahl der von der honetten Gesellschaft Ausgestoßenen und Gemiebenen wenigstens in Ruhe ein Glas Bier trinken und ein Pfeifchen rauchen konnten.

Das Bedürfnis nach Geselligkeit mußte schon ein sehr großes sein bei den Unehrllichen Hamburgs, wenn sie sich vor dem Betreten der Schankstube des Scharfrichters nicht scheuten. Denn von allen Unehrllichen des Mittelalters war er der Unehrllichste. Schon seine bloße Berührung befleckte und schändete, sowie alles was mit ihm irgendwie zusammenhing. Daher mußte die Reparatur oder der Bau eines neuen Galgens oder Hochgerichts von allen Gewerken einer Stadt oder eines Bezirks unter Assistenz und Anwesenheit der allerhöchsten Ratspersonen und unter den Klängen der Stadtpfeifer ausgeführt werden, damit nur ja keine Einzelperson oder Einzelzunft durch Berührung mit dem Galgen befleckt werde.

Es war nicht die Vollziehung der Todesstrafe selbst, welche den Henker so verabscheuenswürdig in den Augen der Menge machte. Denn in den älteren Zeiten war die Urteilsprechung zugleich mit der Urteilsvollziehung verbunden gewesen. Diese lag für gewöhnlich in den Händen des jüngsten Richters, den man daher auch den Nachrichter nannte. Auch die Schöffen der Feme vollzogen ihre Urteile selbst, ohne je unehrlich zu werden. Erst als die Hinrichtungen sich häuften, die Justiz sich in der grausamen Anwendung der Folter und der blutigsten und raffiniertesten Abschlagungs- und Hinrichtungsarten gefiel, wurde die Anstellung eines gewerbmäßigen Henkers notwendig. Nur ein berufsmäßiger Scharfrichter konnte vollbringen, was die grausame Justiz später alles verlangte. Denn von einem Henker wurde verlangt, daß er „zierlich zeichnen“, d. h. brandmarken, „vernünftig die Glieder versehen“, d. h. foltern, „einen feinen Knoten schlagen“, d. h. hängen, „rasch abseken“, d. h. köpfen, „artlich mit dem Rade spielen“, d. h. räubern, „nett tranchieren“, d. h. vierteilen, „einem eine Hitze abjagen“, d. h. verbrennen, „reinlich fegen“, d. h. ordentlich den Staubbesen geben können. Da sich natürlich ein ehrlicher Mann zu einem solch abscheulichen Gewerbe nicht hergab, trotzdem es jederzeit Haufen von Geld einbrachte, mußten die Henker anfänglich aus den Reihen der zu Tode verurteilten Ver-



Thüringer Spinnstube. Nach dem Gemälde von Carl Welz.

brecher genommen werden. Später bildeten die Hentersfamilien wahre Dynastien, die mit ihrer Sippe ganze Provinzen jahrhundertlang beherrschten.

Als vollständig Ausgestoßener ging der Hentler durch sein blutiges Leben. Er war gefürchtet wie nur der schwarze Tod selbst. Abseits von den anderen menschlichen Wohnungen war die seine. Jede Strafe, die er vollzog, vernehrte, jede Berührung seiner Hand beschimpfte. Damit jeder christliche Bürger dieser furchtbaren Gefahr aus dem Wege gehen konnte, trug er eine sein schmachvolles Handwerk kennlich machende Kleidung. In der Kirche war weit ab von den anderen sein Platz. Bei Austeilung des Abendmahles stand er abseits allein. Jedes menschliche Empfinden, Mitleid und Erbarmen verblaßte gegenüber seiner Person. Warf Krankheit ihn zu Boden, keine Hand hätte sich gerührt, ihn aufzuheben. Hätte er in den Wellen um sein Leben gerungen, niemand hätte ihn herausgezogen, selbst wenn es die leichteste Mühe von der Welt gewesen. Starb er, so wurde er abseits sang- und klanglos bei Nacht und Nebel eingescharrt. Ausgestoßen waren auch alle seine Familienmitglieder. Niemand rührte auch nur eine Hand, wenn ihr gellender Wehgeschrei durch die Stadt hallte. In Husum lag einmal eine Scharfrichtersfrau drei Tage in so schweren Kindsnöten, daß ihr Zammern durch die ganze Stadt gellte. Niemand nahm sich der unglücklichen Frau an. Umsonst bat der Rat der Stadt die Hebammen und sonstigen Frauen um die notwendige Hilfe. Erst als er drohte, die Hebammen aus der Stadt zu jagen und die Husumer Frauen in zukünftigen Kindsnöten der alleinigen Hülfeleistung der Wader zu überlassen, fand sich endlich eine alte Frau, die nun, natürlich viel zu spät, eingriff. Erst mit der fortschreitenden Aufklärung schwanden endlich in den großen Städten die Vorurteile gegen die unehrlichen Leute. —

## Volkszählung.

Von Adolf Braun.

(Schluß.)

Der Weg von den Millionen Zählblättchen zu den gewaltigen Bänden der Volkszählungsergebnisse erfordert ganz besondere Methoden, eine eigenartige Technik, ohne die auch nur ein annähernd genaues, in den verschiedenen Stadien der Bearbeitung kontrollierbares Ergebnis und die verhältnismäßig außerordentlich rasche Verarbeitung des Zahlenmaterials nicht denkbar wären. Die Volkszählung ist eine so großartige millionenfache Beobachtungstätigkeit erfordernde Operation, daß sie eine sorgfältige und durchdachte Organisation des gesamten Zählungsgeschäftes nicht nur am Zähltag, sondern, wie wir gesehen haben, viele Monate vorher und einige Jahre nachher erfordert. Die von den Zählern eingesammelten Karten und Bogen stellen das Urmaterial, die vielen Millionen von Beobachtungseinheiten dar. Diese müssen geschieden werden nach einer ganzen Reihe von Gesichtspunkten, nach sachlichen, nach räumlichen, nach zeitlichen Abschnitten. Jede einzelne Antwort muß deshalb meist mehrfach ausgezählt werden, bevor das ganze Material einer Ausbeutung oder Aufbereitung unterworfen werden kann. Für die Auszählung gibt es verschiedene Methoden von den einfachen Ausstricheln bis zur Anwendung sehr fein erdachter, komplizierter elektrischer Zählmaschinen, wie sie in den Vereinigten Staaten und Oesterreich verwandt werden. Früher war allgemein üblich die Zusammenzählung der Einzelbaten aus dem Urmaterial durch Stricheln, indem man für jeden Einzelfall einen Strich machte und zuletzt alle diese Striche zählte. Wenn man auch die Striche in Gruppen von 5 oder 10 machte, so war die Methode doch unzuverlässig und schwer kontrollierbar. Je größer eine Erhebung war, je mehr Per-

sonen sie verarbeiteten, je mehr Antworten auf verschiedene Fragen zusammengefaßt werden sollten, desto bedenklicher wurde die Anwendung dieser Methode, die heute nur noch bei statistischen Arbeiten kleinen Umfangs angewandt wird. Meist ist an die Stelle dieses Verfahrens das der Sortierung von Zählblättchen getreten, indem man alle Zählblättchen mit gleichlautenden Antworten zusammenlegt und dann zählt. Es ergaben sich dann ebenso viele Haufen, wie Verschiedenheiten der zu beantwortenden Fragen, die Möglichkeit von weiteren Unterabteilungen, von zahlreichen Kombinationen, von größerer Zuverlässigkeit und leichter Möglichkeit einer Kontrolle. Auf das ausgebildetste, alle möglichen Kombinationen gestattende und durch seine große Schnelligkeit und Genauigkeit sich auszeichnende System der Zählung mittels der elektrischen Zählmaschine wollen wir hier nicht eingehen, weil dieses System in Deutschland noch immer nicht angewandt wird.

Sind die Zählmaterialien ausgezählt, dann hat man auch erst eine Unsumme von Zahlen, die an sich unverständlich sind, die jede eine Erklärung fordern und zur Darstellung des Ergebnisses einen ungeheuren Raum erfordern würden. Um diese Zahlen übersichtlich zusammenzustellen und zu gruppieren, um Beziehungen derselben untereinander zu schaffen, um das Ergebnis gleichzeitig am klarsten und auf engstem Raume zusammenzufassen, ist die Einreihung dieser Zahlen in Tabellen erforderlich. Mit der Einreihung in die Tabellen ergeben sich auch bis zu einem gewissen Grade Kontrollen über die Richtigkeit der Zählung. Diese Tabellen zutreffend, übersichtlich und auch elegant zusammenzustellen, ist eine Kunst des Statistikers. Der berühmte Moralstatistiker Alexander von Dettingen sagt: In einer Tabelle können oft die Wahrheiten eines ganzen dickleibigen Buches voll Theorien und Deduktionen (Schlüssen) in nuce (wörtlich in einer Nuß, also auf möglichst engem Raum) beisammen sein. Nur muß man die Schätze zu heben wissen. Die statistische Tabelle enthält, wie Georg von Mahr sagt, die richtig gegliederte Zusammenfassung der beobachteten gesellschaftlichen Tatsachen in Zahlen. Das Rohmaterial der Statistik, wie es aus der Beobachtungstätigkeit hervorgeht, enthält zerstreute Feststellungen, welche nunmehr nach Maßgabe der Gleichartigkeit des Beobachteten zusammengezogen werden sollen. Neben ganz einfachen Tabellen gibt es außerordentlich zusammengefaßte mit vielen Duzenden von Spalten. Die ganze Tabellenarbeit gliedert sich in die Anlage der Tabellen, in die Anordnung der Tabellenköpfe, welche zwar manchmal sehr einfach ist, häufig jedoch eine hohe statistische Bildung beanspruchen, dann in die Ausfüllung der Tabellen, eine bloße Schreiberarbeit, bei der aber peinlichste Genauigkeit und Aufmerksamkeit erforderlich ist, so daß ein eingearbeitetes Personal eine bedeutende Erleichterung und Beschleunigung der Fertigstellung der Statistik schafft. Die Tabellen sind aber noch nicht fertig, wenn alle Einzelangaben aus dem zusammengezählten Urmaterial in dieselben eingetragen sind. Sie müssen abdiert werden, und zwar nach den Gruppen, von denen ausgegangen wird. Z. B. für alle Orte unter 2000 Einwohner usw. bis zu den Orten über 100 000 Einwohnern oder für alle Orte in den kleinen, dann in den größeren Verwaltungsbezirken, in den Provinzen, den Bundesstaaten, dem Reiche. Andere Zusammenstellungen werden erforderlich, wenn man die Altersklassen zusammenfassen will nach Geburtsjahren usw. usw.

Sind die absoluten Zahlen gefunden, dann sind oft die Prozentzahlen zu berechnen, Durchschnitt herauszufinden; viele ähnliche Operationen ergeben sich je nach der Art der Statistik. Wenn auch ein großer Teil der statistischen Arbeiten mit den einfachen 4 Rechnungsoperationen und der Dezimalrechnung durchgeführt werden kann, so gibt es vor allem in der Bevölkerungsstatistik sehr

komplizierte Berechnungsmethoden, die ohne Kenntnis der höheren Mathematik nicht durchgeführt werden können, so z. B. bei der Feststellung der Absterbeordnung der Lebens- und Sterbenswahrscheinlichkeit, Berechnungen, die sowohl für die Statistik als für die Versicherungswissenschaft von großer Bedeutung und praktischer Wichtigkeit sind.

Seit langem ist man bemüht, die Ergebnisse der Statistik nicht bloß in zahlenmäßiger Form herauszubringen, sondern sie auch anschaulich zu machen für denjenigen, der sich in den vielen Zahlen nicht zurechtzufinden vermag. Diese Veranschaulichung durch steigende und sinkende Linien verschiedener Dicke, Farbe usw., durch Flächen verschiedener Größe, Anordnung und Farbe in Rechteckform, Kreisform, aber auch in komplizierten Formen, nennt man Diagramme. Neben diesen hat man für den Unterricht und für die Veranschaulichung bei Vorträgen auch die Körperform gewählt. Stark verbreitet sind auch die Kartogramme oder statistischen Karten, die in besonders großartigem Maße, ebenso wie die Diagramme in der Statistik der Vereinigten Staaten angewandt werden, aber auch in Deutschland in der amtlichen Statistik vielfach erscheinen. Das preussische Statistische Landesamt hat anlässlich seiner 100-Jahresfeier im Jahre 1905 einen umfangreichen Atlas herausgegeben; auch die Publikation des Reichsstatistischen Amtes, so auch das billige Statistische Jahrbuch für das Deutsche Reich werden durch derartige Karten bereichert. Erst dann, wenn alle diese Arbeiten ausgeführt sind, kann man in der Regel an die Bearbeitung des erklärenden Textes für die Statistik gehen. Endlich ist zu erwähnen die Drucklegung dieser umfangreichen Arbeiten, die eine ungeheure Masse von Einzeldaten in mannigfacher Verarbeitung aufweisen, die als Darstellung eines tatsächlichen Zustandes und als Grundlagen für Vergleiche mit Vergangenheit und Zukunft bedeutungsvoll sind.

Wenn wir die statistischen Arbeiten in ihren Ergebnissen betrachten, so finden wir stets ganz genaue Angaben, oft Berechnungen auf 3 Dezimalstellen, so daß der Laie zu dem Glauben absoluter Fehlerlosigkeit gelangt. Das ist aber eine unbeabsichtigte Täuschung. Denn jeder Statistiker weiß, daß seine Arbeit mit zahlreichen Fehlerquellen zu kämpfen hat: je umfangreicher die Erhebung ist, desto häufiger sind die Fehlerquellen und desto schwieriger wird es, ihnen zu entgegen. Jede große statistische Erhebung würde, wenn sie gleichzeitig von verschiedenen Organen ausgeführt würde, zu verschiedenen Resultaten führen. Die Zahlen der Statistik stellen, wie von Mahr ausführt, nicht die absolute Wahrheit, nicht die Gewißheit, sondern immer nur einen Grad von Wahrscheinlichkeit dar, bei guter Beobachtung allerdings einen sehr hohen, der Gewißheit nahekommenden Grad von Wahrscheinlichkeit. Die Statistik teilt aber diesen Mangel mit allen anderen Wissenszweigen, sie zeichnet sich jedoch dadurch aus, daß man häufig ihre Fehler leichter entdeckt, als die anderer Beobachtungsmethoden und Wissenschaften. —

## Winternacht.

Vor Kälte ist die Luft erstarrt,  
Es kracht der Schnee von meinen Tritten,  
Es dampft mein Hauch, es klirrt mein Bart;  
Nur fort, nur immer fortgeschritten!

Wie feierlich die Gegend schweigt!  
Der Mond bescheint die alten Fichten,  
Die sehnsuchtsvoll zum Tod geneigt,  
Den Zweig zurück zur Erde richten.

Frost! friere mir ins Herz hinein,  
Tief in das heißbewegte, wilde!  
Daß einmal Ruh' mag drinnen sein,  
Wie hier im nächtlichen Gefilde! —

Lenau.

## Der Hofenkauf.

Erzählung von Wilhelm Schröder.

In der Zigarrenfabrik des Hausarbeiters Klein zu Altona war der Sonnabendnachmittag hereingebrochen. Der übersehens die von braunen Kleisterfingern etwas unappetitlich verzierte Tür öffnete, machte zurückprallen vor der vergifteten Luft, von der das Arbeitszimmer erfüllt war. Wenn die Einlage im Arbeitsraum über dem eisernen Ofen auf der „Hofe“ getrocknet wird, reizt der strenge Tabakdunst im Halse und heißt wie Salzsäure in Nase und Mund. Und diese Luft, die Schwindsüchtige und Gesunde, Kinder und Erwachsene gleichzeitig einatmen, ist untermischt mit dem Dunst der Petroleumlampen, untermischt mit dem Dunst des Alkohols, der heute reichlicher als sonst die trockenen Kehlen neigt. Es ist ja Sonnabendnachmittag. Da kann in Erwartung baldiger Lohnzahlung schon einmal ein Groschen draufgehen, namentlich wenn der Wirt das Getränk auf Kredit gibt.

Ueber Gerechte und Ungerechte läßt der Herrgott seine Sonne scheinen, und auch die Freuden des Sonnabendnachmittags verteilen sich ziemlich wahllos auch auf minderwertige Menschenkinder.

Im Zigarrenmachergewerbe der siebziger Jahre herrschte eine sonderbare, mit Anarchie nahe verwandte Freiheit; das Menschenmaterial, auf das diese Freiheit herniederleuchtete, war nicht immer geneigt, sich ihres Scheines in vernünftigen Schranken zu erfreuen. Der Arbeiter hatte mit dem eigentlichen Unternehmer, dem Zigarrenfabrikanten, persönlich nichts zu tun, sondern dieser übergab den Rohtabak dem Hausarbeiter, der für Arbeitsräume, Beleuchtung und Heizung sowie für Zurechtung des Tabaks zu sorgen hatte und dafür von dem ihm bei der Ablieferung der Ware am Sonnabend gezahlten Lohne den vierten Teil einbehalten durfte. Das Gemüt so eines Hausarbeiters mußte mit dreifachem Erz gepanzert sein, um die Schmähungen, die der Fabrikant am Liefertag auf ihn abgab, ertragen zu können. Die Unternehmer im Tabakgewerbe, vielfach rohe Emporkömmlinge, waren nicht gewohnt, ein Blatt vor den Mund zu nehmen, sondern quittierten über jeden Fehler in der Lieferung, über jedes zuviel gebrauchte Pfund Tabak mit einem dreifachen Donnerwetter, mit beschimpfenden Ausfällen, die der Hausarbeiter in stiller Ergebung über sich ergehen lassen mußte. Denn für ihn stand bei der Entlassung nicht allein die Arbeit auf dem Spiele, sondern es lief für nunmehr leerstehende Räume auch die teure Miete weiter und das Arbeitsgerät lag brach. Das wußte der Unternehmer wohl und mit Eifer nützte er seine wirtschaftliche Ueberlegenheit an der „Hausspinne“ aus. Wohl dem Manne, wenn er von Lohnrückerei verschont blieb und das Geld für sich und seine Leute nur in Zinscoupons und schlechten Banknoten ausgezahlt erhielt, die er mühselig bei Schlächtern und Krämern in gangbares Kurantgeld umsetzen mußte. Um sich schadlos zu halten, blieb ihm nur der allerdings trummie, aber ständig begangene Weg des „Schmuhmachens“ an Rohtabak, wobei er je nach der Weite seines Gewissens und der Aufmerksamkeit des Unternehmers mehr oder minder notdürftig auf die Kosten kam.

Aber vorläufig war am Sonnabendnachmittag die Sorge des Geldwechsels zu überstehen, und wenn unser Hausarbeiter endlich jedem den Lohn ausgezahlt und seinen Ueberschuß besessen hatte, blieb ihm so wenig Lebensmut, daß die Geister durch Schnaps ein wenig aufgefrischt werden mußten. Es mochte an diesem Sonnabend beim Fabrikanten in Hamburg gnädig abgegangen sein, oder es war dem Hausarbeiter Klein möglich gewesen, etliche Hundert Schmuhzigarren gut an den Mann zu bringen; genug, die Zigarrenarbeiter hatten diesmal keine große Mühe, ihm eine Lage Schnaps als Gratiszugabe zu entlocken.

„Wenn Ihr in meiner Haut stecken müßtet!“ sagte er zögernd, und mit diesem Seufzer hatte er, wenn der höhere Wochenverdienst außer Betracht blieb, freilich Recht.

Die Demütigungen, die der Hausarbeiter am Liefertag auszustehen hatte, blieben den von ihm beschäftigten Arbeitern erspart. Ihnen war es durchweg ein Leichtes, sich in den zu Hunderten verstreuten Arbeitsstätten inbore Beschäftigung zu suchen, sobald es ihnen auf ihrem Platz nicht mehr behagte, und da von Kündigung des Arbeitsverhältnisses gewohnheitsgemäß keine Rede war, so kam der Hausarbeiter in flotter Geschäftszeit durch unvermuteten Arbeitswechsel seiner Leute in nicht geringere Verlegenheit als durch das Nachtgebot des Fabrikanten. Mehr oder minder hatte er daher Ursache, die Arbeiter in guter Stimmung zu erhalten, mehr oder minder waren diese aber auch geneigt, ihre Lage auszunutzen. Allerdings nicht durch Lohnforderungen. Dem Fabrikanten gegenüber schien solche Vermessenheit unmöglich; auf den Gedanken, den Hausarbeiter auf den Unternehmer loszuschicken, verließ sich wegen der Untauglichkeit des Objekts wohl auch niemand. Vom Anteil des Hausarbeiters forderte jedoch auch kein Zigarrenarbeiter etwas, da leicht zu berechnen war, daß bei verringertem Einkommen das ganze Risiko der Hausarbeit sich nicht lohnte. Wohl aber wußten die Zigarrenarbeiter, daß der Hausarbeiter ihnen die Ausnutzung der persönlichen Freiheit in manchen Stücken nachsehen mußte. Wem es nicht gefiel, am Montag zur Arbeit zu kommen, der kam eben nicht, und da gleich und gleich sich gern gefiel, so bildeten sich immer zwei Arten von „Buden“, die soliden und die unsoliden. Jene waren zumeist von Einheimischen besetzt, die bei nur halb- oder einjähriger Lehrzeit an flotter Arbeitsweise zu wünschen übrig ließen; in diesen hingegen spielten die Rheinländer, Schweden und Belgier die erste Geige, Leute, die ebenso ausdauernd im Trinken, wie gewandt in der Arbeit waren.

Zu den soliden Betriebsstätten zählte die Kleinsche Fabrik eigentlich nicht; es war hier Gewohnheitsrecht, Montags überhaupt nicht anzutreten, Dienstags am Arbeitstisch den Rausch vom vorigen Tage aufzufrischen und vom Mittwoch ab sich erst allmählich wieder ans Zigarrenmachen zu gewöhnen. Donnerstags und Freitags wurden dann, indem man stramm bis in die Nacht hinein arbeitete, aus einem Arbeitstage zwei gemacht.

Kein Wunder daher, daß es am Sonnabend schon der Erschöpfung wegen nicht mehr so besonders klappte und der Hausarbeiter, der in den ersten Nachmittagsstunden von der Ablieferung zurückgekehrt war, absichtlich mit der Auszahlung des Lohnes zögerte. Denn wenn die vier bis sechs Taler Wochenverdienst dem Arbeiter erst durch die Finger rollten, gab es kein Halten mehr. Eine Lage Schnaps und noch eine ließ man durch den zum „Blapperstreifen“ verwendeten Knaben heranschaffen, ohne lange zu erwägen, daß dem Wirt von der zu Ende gehenden Woche her noch die Kreditschulden bezahlt werden mußten, und bald war die Stimmung so animiert, daß die drei Blattzurichterinnen der fünfzehn Personen starrten Bude sich auf gelegentliche Handgreiflichkeiten gefaßt machen mußten. Bis zu dieser Bedenklichkeit war die sittliche Atmosphäre jetzt allerdings noch nicht verunreinigt. Es herrschte noch die erwartungsvolle Stimmung vor, die sich der Freude des baldigen Geldempfangs hingiebt und beim Arbeiten bereits überlegt, wie der Sonntag am gediegensten totzuschlagen sei.

Während überall die Zeit unter Gesang, anregenden Gesprächen und anziüglischen Scherzen hinging, in denen man sich ohne Rücksicht auf Frauen und Kinder gütlich tat, herrschte an drei

Plätzen noch die verbissen, ernste Stimmung, die den Donnerstag und namentlich den Freitag bei eiliger Arbeit kennzeichnet. Die drei Männer, die hier schafften, mußten noch ein ernstes Ziel vor Augen haben, und so war es auch. Svensson, Bennerberg und Nielsen waren ihres Leidens wegen berüchtigt; in dieser Woche aber hatten sie stramm gearbeitet und zwei Taler mehr verdient als sonst die Regel war. Das heißt, erst dann, wenn die zweitausend Zigarren voll wurden, die sie sich in dieser Woche fertigzustellen vorgenommen hatten; es fehlten aber jetzt, in der fünften Nachmittagsstunde, noch über fünfzig Stück an der vollen Zahl. Da mußten sie sich spüren, und energisch verschmähten sie, mehr Schnaps zu trinken, als sie sonst zur Vesper zu sich zu nehmen gewohnt waren.

Das war rühmendwert. Noch viel rühmendwerter aber war das Endziel, auf das sie ihre Sinne gelenkt hatten. Kurz gesagt, Nielsen mußte eine neue Hofe haben und alle drei wollten sich zu diesem Zwecke nach Hamburg auf die Judenbörse begeben.

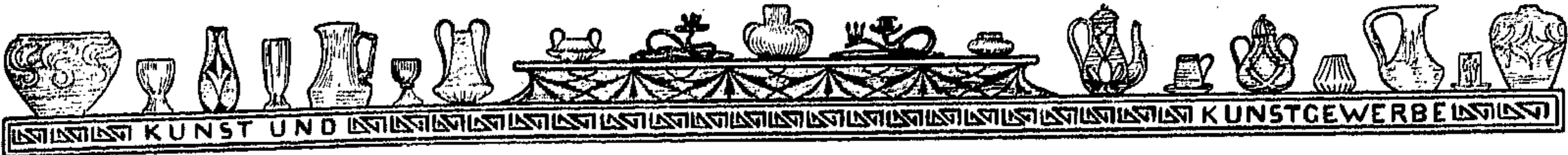
Auf dies Ziel mit Verbissenheit das Auge lenken, mag in der Gegenwart auch manchem Arbeiter verwunderlich vorkommen. Wer heute ein bißchen auf sich hält, braucht sich wegen eines so simplen Kleidungsstückes nicht über alle Massen einzurichten, denn die Zeiten sind, trotz aller möglichen Unbill, die der Arbeiter noch hinzunehmen hat, denn doch allmählich andere geworden. Aber wer der Wahrheit die Ehre geben will, muß eingestehen, daß erstens unsere drei Freunde nicht zu denen gehörten, die etwas auf sich hielten, und daß zweitens es in den siebziger Jahren für einen Zigarrenarbeiter auch anderenfalls keine Kleinigkeit war, bei vier oder fünf Taler Wochenverdienst zu einer Hofe zu kommen. Der Winterpaletot und selbst der Hut, den die Mühe ersehen mußte, waren damals bei einem Zigarrenarbeiter noch ein ziemlich seltenes Stück Möbel; unser Nielsen aber war an der empfindlichsten Stelle des Körpers so abgerissen, daß er es sich und der in diesem Punkte doch gewiß nicht anspruchsvollen Mitwelt schuldig war, für ein neues Kleidungsstück zu sorgen. Es war Dienstag gewesen, als Nielsen nach mancherlei Vorhaltungen seiner Kollegen den Plan gefaßt hatte, sich eine andere Hofe zu erarbeiten, eine getragene, von der Judenbörse selbstverständlich. Höher hinauf, zu einer nagelneuen Hofe die Sinne zu lenken, wäre ihm als Vermessenheit erschienen.

Da aber Nielsen einmal einen so festen Vorsatz ausgesprochen hatte, taten Svensson und Bennerberg aus Gesellschaft und Kollegialität mit, ohne eigentlich ein Endziel vor Augen zu haben.

Wir begingen ein Unrecht an den dreien, nähmen wir an, daß sie an der Sabbatstimmung kein Teil hätten. Auch sie freuten sich, daß die Woche zu Ende ging, und waren in einer um so gehobeneren Stimmung, als sie erstens in den letzten Tagen ihre Tätigkeit und Ausdauer bewiesen hatten und zweitens den besonderen Genuß des Hofenkaufs vor sich sahen. Wer hierauf einwenden sollte, daß der Kauf einer alten Hofe doch kein großes Vergnügen mit sich bringen kann, dem erwidern wir, daß auch darüber sehr verschiedene Meinungen herrschen.

Für einen, der im Besitz ist, der mit zwei Anzügen, Vorhemden, Stragen und allem anderen Zubehör prunkt, für einen Menschen, kurz gesagt, in so gehobener Lebensstellung, daß er seinen kompliziert gewordenen Status nur durch ständige Geldausgaben aufrecht erhalten kann, für den mag der Kauf eines Kleidungsstückes in seiner relativen Häufigkeit nichts besonderes sein, ja sogar einen unangenehmen Beigeschmack haben, weil das sauer verdiente Geld dabei sofort wieder durch die Finger rinnt.

(Schluß folgt.)



Die Technik der japanischen Lackarbeiten ist eine außerordentlich komplizierte. Schon das Holz, das lackiert werden soll, wird auf das sorgfältigste ausgewählt. Mittels eines eisernen Schabers wird es ganz glatt gepulvt; zeigen sich trotzdem noch Risse, Löcher oder Spalten, so werden diese reiflos ausgefüllt (mit Kitt oder Pflanzenpapier). Nunmehr kommt ein Leberzug von Lapppapier oder Hanfleinwand über das Holz. Auf diesen Leberzug wird dann ein feinstartiger Dreier aus Wasser, Nohsack und Ziegelmehl — an Stelle des letzteren kann auch Ocker — gestrichen. Dieser „Grundton“ muß einen Tag trocknen. Durch den Trockenprozeß wird seine Oberfläche körnig, rauh. Diese Rauheit verschwindet aber, wenn ein Abschleifen mittels eines Steines erfolgt ist. Die also geglättete Fläche wird jetzt von neuem mit einem feinstartigen Dreier bestrichen, der gleichfalls einen Trockenprozeß und eine diesem folgende neue Glättung durchzumachen hat. Jetzt erst folgen die eigentlichen Lackanstriche, deren letzter ein solcher mit schwarzem Lack ist. Nach jeder Aufstragung erfolgt erneutes Abschleifen, der letzte Schliff geschieht durch Heberreiben mit einem Dreier aus Wasser und Magnolienholzsohle. Die Platte ist nunmehr so weit gediehen, daß die Figuren usw. auf ihr aufgetragen werden können.

Das aufzutragende Muster liegt gewöhnlich in einer Zeichnung vor. Nach dieser Zeichnung werden mittels Stahlstiftes alle Umrislinien und alle inneren Details auf der Lackplatte nachgezogen. Jetzt wird in die vom Stahlstift eingegrabenen Linien oder Flächen pulverisiertes Gold gestäubt. Ein erneuter Trockenprozeß erfolgt, nach dessen Beendigung aller überflüssiger Goldstaub mit einer weichen Bürste fortgeholt wird. Wird nun die so behandelte Platte nochmals mit einer dünnen, durchsichtigen Lacksohle überzogen, so kann die Lackarbeit als fertiggestellt angesehen werden.

Eine andere Art von Lackarbeiten gibt die dargestellten Figuren, Pflanzen oder Landschaften nicht in Gravierungen, sondern in reliefartiger Erhöhung. Ihre Herstellungsweise unterscheidet sich wesentlich von der vorhergehenden. Ein reliefartig auf die Platte aufgetragener Kitt wird von kunstgeübter Hand mit einem feinen Messerchen oder einer Nadel in Bildhauerart behandelt, bis der darzustellende Gegenstand fertiggestellt ist. Es erfolgt jetzt ein Anstrich mit Transparentlack. Auf diesen Anstrich wird das Goldpulver gestäubt. Der Verstäubung folgt ein neuer Lackanstrich, diesem eine sorgfältige Politur und dieser wieder ein letzter abschließender Anstrich mit schwarzem Lack.

Nicht auf allen Lackarbeiten erglänzen die Zeichnungen goldfarbig. Auch weiße Töne (Silber), oder grüngoldene Schattierungen (Mischung von Gold und Silber) kommen vor. Perlmuttereinlagen finden sich gleichfalls recht häufig; ebenso gibt es Lackarbeiten mit grüner, roter, brauner, schwarzer oder auch marmorierter Zeichnung. Das Lackieren selbst ist eine außerordentlich sorgfältige Arbeit. Die Zahl der Lackanstriche, die nacheinander auf eine Platte aufgetragen werden, ist mindestens eine dreifache; aber auch zwanzigfache Lackanstriche sollen vorkommen. Der Lackanstrich ist jedesmal nur ein ganz dünner; der Trockenprozeß ist so langsam und so allmählich, wie nur irgend möglich, zu gestalten. Jeder Anstrich erfordert seine eigene Politur, die, je nach der Güte der herzustellenden Ware, mit Holzsohle, Schachtelhaln oder mit Tonerde vorgenommen wird. — im.

Die Arten der schwedischen Kunstweberei sind außerordentlich mannigfaltig. Neben uralten Techniken, wie sie Wirkerei, Handweberei und Klöpplerei mit sich brachten, ist die moderne schwedische Kunstweberei erst in jüngerer Zeit entstanden. Da ist in erster Linie die Transa Flossa zu nennen, eine Art Smyrnastickerie auf dunklem Nipsgrund. Rödalkan (Müdcen Teppiche) ist eine Gobelinarbeit, die als Wandbekleidung vorzugsweise Verwendung findet. Rosenzang und Skelbad sind Webarten, denen zum großen Teile Baumwolle als Material dient. Bei der Herstellung von Munkabalte, Dukagang und dem außerordentlich mühevoll herzustellenden Krabbesnar werden die starken bunten Einschlagsfäden, die das Muster zeichnen, mit der Hand durch die Kette geflochten. Eine solche Weberei ist oft so fein ausgeführt, daß der Laie sie mitunter für Stickerei hält; auch werden vielfach Stickereien in diesen Webereiprodukten absichtlich nachgebildet.

Alle diese Kunstwebereien zeichnen sich durch eigenartige, nicht immer lebhaft, aber doch fein abgetönte Farben aus. Ein dunkles Blau, Braun oder Grün dominiert. Von hellen Farben werden ein stumpfes Gelb oder ein liches Ziegelrot bevorzugt. Geometrische Figuren, meist parallel laufende Linien, sind für Bierzwecke am gebräuchlichsten.

Seltener halten sich Formen des zeichnerischen Schmuckes an Gebilde der Natur. Hier werden Motive aus der Pflanzenwelt solchen aus der Tierwelt vorgezogen. Am häufigsten trifft man ornamentales Rankenwerk an. Palme, Kränze werden am liebsten für die ornamentalen Muster ausgewählt; auch Arrangements von Weiden-, Haselsträuch- und Wirtensäulen begegnet man vielfach. Natürlichen Unregelmäßigkeiten, wie man sie oft in der Pflanzenwelt findet, geht man bei den Nachbildungen in der Kunstweberei nicht aus dem Wege, das Tierliche und Gelebte ist nicht gerade gesucht; es findet vielmehr das den Vorzug, was sich in Form und Farbe genau an die kräftige Herbheit der heimatischen Natur hält. Es steckt viel Volkstümliches in der schwedischen Kunstweberei, Kunststickerei und Kunstwirkerei; Erzeugnisse dieses Kunstgewerbes kann man fast in jeder noch so abgelegenen Bauernhütte antreffen. —

**Frauen als Töpfer.** Sehr intelligente Töpfer sind die Frauen der Papuas auf Britisch Neu-Guinea im melanesischen Archipel. Sie arbeiten noch genau so, wie die Völker der Steinzeit. Ihr Handwerkzeug ist ganz primitiv, es besteht aus einem flachen, vorn leicht gebogenen, pflöschförmigen Holz, dem „Tavatu“, das als „Klopfer“ benutzt wird, und einem flachen, runderen Stein, einem vom Wasser abgeschliffenen sogenannten „Mollstein“, dem „Modi“. Als Rohmaterial dient Lehm; es werden von ihm in Port Moresby drei Sorten benutzt: eine helle, eine blaue und eine rote. In fletartig gestrickten Reuteln, die am Stirnband getragen werden, schleppt die Papuafrau das Material nach der Arbeitsstätte, wo es zunächst gereinigt wird. Die harten Klumpen werden mit einem Stein feingeklopft; bei dieser Prozedur entfernt man etwaige kleine Steinchen usw. Als Unterlage dienen lange flache Tröge. An jedem derselben können meist mehrere Frauen zu gleicher Zeit arbeiten.

Nachdem die Arbeiterin die drei Lehmarten miteinander vermischt hat, knetet sie die Masse in einem größeren Topf mit Wasser und feinem weichen Sande, bis diese die genügende Steife erlangt hat. Nun erst beginnt die eigentliche Töpferei: Die Arbeiterin nimmt ein Stück Lehm, ballt es zur Kugel und formt aus dieser mit den Fingern ein rundes Gefäß. Der Arbeitsvorgang, der nun folgt, ist sehr einfach. Mit der Linken den Mollstein in das Innere haltend, schlägt die Arbeiterin mit dem „Klopfer“ auf die Stelle, wo an der anderen Seite der Stein sitzt und treibt so die Wand bauchig heraus. Das flache, gebogene Ende des Klopfers wird schließlich zum Glätten der Außenwände benutzt. Die runde Öffnung formen Daumen und Zeigefinger und zwar äußerst genau. Professor Hirsch berichtet, daß er die Öffnungen nachgemessen und sie überall kreisrund mit genauem Durchmesser gefunden hätte. Auch der Rand war ringsum überall gleichmäßig dick. Springt das Gefäß beim Klopfen, so legt die Arbeiterin die Hände des Sprungs übereinander und klopft sie von neuem glatt. Größere Töpfe werden überhaupt in zwei Hälften gefertigt. Man läßt sie ziemlich trocken werden, feuchtet ihre Mäander an, verbindet sie mit einander und klopft sie an den Verbindungsstellen zusammen. Bei diesen Töpfen benutzt man als Unterlage nicht den Mollstein, sondern die Scherben größerer Töpfe. Das Formen eines kleinen Topfes dauert etwa drei Viertelstunde. Nach dem Formen müssen die Gefäße drei bis vier Tage trocknen, dann werden sie gebrannt. Man stellt zu diesem Zweck etwa vier bis sechs zusammen, bedeckt sie mit trockenem Holz, Ninde usw., zündet diese brennbare Hülle an und läßt die Töpfe unter ständigem Umdrehen etwa eine Viertelstunde in der Glut liegen. Sobald das Feuer im Verlöchen ist, nimmt man die Gefäße mit einem langen Stok heraus und begießt sie mit einem Aufguss von Manaroverinde und Salzwasser, wodurch sie eine schöne, hellrote Färbung erhalten. Hierauf müssen die Gefäße noch einen zweiten Brennprozeß von zehn Minuten Dauer im hellen Feuer durchmachen, dann sind sie fertig. Es werden nur Wasser- und Kochtöpfe angefertigt, und zwar nicht nur für Privatgebrauch, sondern auch für den Handel mit Nachbarstämmen. Die Wassertröge sind am teuersten und erfordern besonders geschickte Verfertigerinnen; ihre Öffnungen sind so klein, daß die Arbeiterin kaum mit der Hand hindurch kann. — dg.

**Die Anfänge der Glasfabrikation.** Altgriechische Schriftsteller erzählen ein hübsches Geschichtchen, wie das Glas erfunden worden sei. Danach hätte ein Zufall dazu geführt. Phönizische Seefahrer wollten sich am Meeresstrand eine Mahlzeit bereiten. Es fehlte ihnen an Steinen zu einem Herd. Da nahmen sie Sodastücke aus ihrer Schiffsladung als Unterlag für ihre Kochtöpfe. Zum Erstaunen der Schiffer floß infolge der Hitze des Feuers die Soda mit dem

Stiesand des Bodens zu einem glänzenden Strome zusammen, aus dem nach dem Erkalten ein schöner durchsichtiger Stein, Glas, wurde. Diese oft wiederholte Erzählung ist gewiß sehr nett, kann aber unmöglich wahr sein. Einmal kann freies Feuer unmöglich das Flüssigwerden des Glases bewirken, und außerdem steht geschichtlich fest, daß die Phönizier gar nicht die Erfinder des Glases sind. Vielmehr sind sie hierin, wie in anderen Dingen, die Schüler der Ägypter und der Babylonier gewesen, bei denen schon Glas fabriziert wurde, als die phönizischen Handelsstädte noch gar nicht existierten. Hier in dann freilich auch schon in sehr frühen Zeiten der lösbare Stoff hergestellt worden. Sidon und Sarepta waren die beiden phönizischen Städte, wo die Glasbereitung hauptsächlich blühte. Sarepta, wo nach Plinius das schönste Glas fabriziert wurde, hatte sogar seinen Namen von diesem Industriezweig. Sarepta heißt auf deutsch: „Schmelze“. Ein Fluß, der in der Nachbarschaft von Sarepta ins Mittelmeer mündet, hieß bei den Phöniziern Sihar Libaniti. Glasfluß, weil seine Ufer den besten Sand zur Glasbereitung lieferten. „Die Uferstraße“, sagt Tacitus, „ist von mäßigem Umfang, aber unerträglich.“ Diese Unerträglichkeit hatte ihren Grund darin, daß im Altertum das Glas nicht, wie heute, ein Artikel des Massenverbrauchs, sondern ein kostspieliger Luxus war. Glasvasen und Trinkgefäße waren sehr teuer, an Glasfenster dachte man gar nicht. Mit Vorliebe verfertigten die Phönizier aus Glas allerlei Spielzeug, für die sie bei fremden Völkern hohe Preise erzielten. Was heute noch von phönizischen Glaserzeugnissen erhalten ist, flößt Respekt ein vor der großen Fertigkeit, zu der es das betriebsame Völkchen schon vor zweieinhalb bis drei Jahrtausenden in der Glaserzeugung und Glaserarbeitung gebracht hatte. Sie verstanden das Produkt nicht nur einfach herzustellen, sondern auch zu schleifen, zu färben und zu vergolden. Alles das nun hat man noch viel früher in Ägypten verstanden. Im Nil wurde die Glaserzeugung und die Glasbläse mindestens um 3000 v. Chr. schon betrieben. Bereits unter den Bildern eines Grabes in Sakkarah, das rund fünftausend Jahre alt ist, findet sich eins, das zwei Glasbläser darstellt, die mit ihren langen Röhren an Munde vor dem Schmelzofen hocken. Ein jüngeres Gemälde stellt zwei Glasbläser dar, die durch ihre Röhre in einen großen Krug hineinblasen. Es sind eine Menge altägyptischer Glaserzeugnisse erhalten. Neben Flaschen, Vasen, Schalen, Beckern sind bunte Glasperlen zu nennen, die als Halskette sehr beliebt waren. Im ägyptischen Museum zu Berlin sind mehrere Mumien zu sehen, die mit einem Glasperlenkettchen geschmückt sind. Auch wurden imitierte Edelsteine mit großer Geschicklichkeit aus Glas hergestellt. Bemerkenswert sind auch ein paar in allen Details vortrefflich herausgearbeitete bunte Glasfiguren, die im Museum von Bulak aufbewahrt werden.

Die ägyptische Glasfabrikation war ursprünglich besonders in der Pharaonenstadt Theben im Gauje. Später hauptsächlich in Unterägypten, in die Natronseen lagen, aus denen die Soda zur Glasfabrikation in unerträglich großer Fülle bezogen wurde. Als Alexandria importiert wurde, wurde es bald der Hauptmittelpunkt der Glasindustrie. Von hier wurde sie im Mittelalter nach Venedig verpflanzt worden. Die ägyptischen Glaserzeugnisse wurden im ganzen Altertum ebenso hoch geschätzt und ebenso teuer gehalten, wie die phönizischen. Dagegen hört man von den klassischen Schriftstellern nichts von mesopotamischen Glaswaren. Wahrscheinlich war in Assyrien und Babylonien die Glasfabrikation ebenso alt wie in Ägypten, wenn nicht älter. Glaserte Ziegel in bildlichen Darstellungen gehören zu den ältesten Hülfsmitteln der babylonischen Kunst. Die Glasgewinnung muß also am Euphrat und Tigris schon außerordentlich früh bekannt gewesen sein. Es ist allerdings nicht eben viel Glas auf den mesopotamischen Trümmerfeldern gefunden worden. Was vorhanden ist, läßt auf eine bedeutende Fertigkeit schließen.

Im Britischen Museum ist eine hübsche Glasvase zu sehen, die in Keilschriftzeichen den Namen des assyrischen Königs Sargon (721—705 v. Chr.) trägt. Auch sind bunte Glasgefäße zutage gefördert worden. Der bemerkenswerteste Fund ist eine plankonvexe Glaslinse. Wozu sie gedient haben mag, darüber ist sich die Wissenschaft bis jetzt nicht einig. Indes ist es sicher eine erstaunliche Tatsache, daß man in Mesopotamien schon vor zweieinhalb Jahrtausenden und länger in der Glasfabrikation weit genug gediehen war, um Linsen schleifen zu können. —

**Nachdruck des Inhalts verboten!**